

Verunsicherung und Irritation als Motoren neuer Ideen

David Rüger

- 2.1 Nasse Luntten und zündende Ideen – 14**
- 2.2 Verunsicherung gehört dazu – 14**
- 2.3 Umwege erhöhen die Ortskenntnis – 15**
- 2.4 Lesen – Reden – Improvisieren – 15**
- 2.5 Drei Merksätze – 17**
- Literatur – 17**

2.1 Nasse Luntten und zündende Ideen

Nahezu alle Forscherinnen und Forscher kennen das Gefühl, endlich eine zündende Lösungsidee für ein bereits länger währendes Problem zu verspüren. Ebenso ist vielen die unglücklichere Variante bekannt, in der trotz zahlreicher Gedankenspiele kein Weiterkommen in Sicht ist. Beide Beispiele zeigen: Ideen beeinflussen den Forschungsprozess. Während sie im ersten Fall das Vorhaben stärken und zum Gelingen beitragen, droht im zweiten das Gegenteil. Wiederkehrende, unter Umständen gar erfolglose, Re-Strukturierungsversuche drohen die Neugier und Motivation zu schmälern und verursachen Irritation und Verunsicherung. Entstanden während der Literaturrecherche Missverständnisse? Haben sich im Auswertungsprozess methodische Fehler eingeschlichen? Sollten bestimmte Erkenntnisse analytisch vertieft werden? Anstatt das Forschungsvorhaben angesichts solch (selbst-)zweifelnder Fragen resigniert einzustellen, knüpfen die folgenden Überlegungen an das Konzept der Salutogenese¹ an und stellen den Versuch dar, Verunsicherung und Irritation als Initiatorinnen neuer Ideen statt als Belastung zu begreifen. Zunächst wird deshalb erklärt, warum studentische Forschungsprozesse zwangsläufig Verunsicherung erzeugen (1). Danach wird eine sinnstiftende Interpretation von Verunsicherung und Irritation präsentiert, die beide als Ausgangspunkt neuer Ideen deutet (2). Abschließend wird sowohl auf konservative als auch auf innovative Methoden verwiesen, mit deren Hilfe systematisch neue Ideen erzeugt werden können (3).

2.2 Verunsicherung gehört dazu

Studentische Forschungsvorhaben verfolgen in erster Linie nicht das Ziel, methodisch oder inhaltlich relevante Neuentdeckungen zu generieren. Vielmehr sollen Studierende unterschiedliche Forschungsansätze und -methoden kennenlernen, deren erkenntniserzeugende Möglichkeiten und Grenzen reflektieren sowie anhand eines eigenen Forschungsprojektes die praktische Anwendung einer spezifischen Methode erproben (vgl. Schäuble und Schametat-Penke 2013, S. 6 ff.). Was in Hinblick auf studentische Vorhaben jedoch zunächst nach geringerem Erwartungsdruck klingt, führt schnell zu einer subjektiv empfundenen Doppelbelastung: Gerade in Bachelor-Studiengängen ist nicht gewährleistet, dass forschende Studierende bereits über themenspezifisches Wissen verfügen. Neben der Herausforderung, einen methodisch fundierten Forschungsprozess zu gestalten, müssen sie daher unter Umständen auch den inhaltlichen Verständnisprozess vorantreiben. Durch die nicht immer im Gleichklang stattfindende Vertiefung des methodischen und inhaltlichen Wissensstandes sowie begrenzte zeitliche Ressourcen gehören uneindeutige und vorschnelle (Fehl-)Schlüsse jedoch zum Forschungsalltag. Sowohl die alles anzweifelnde Frage »Was tue ich hier überhaupt?« als auch spezifische Fragen, beispielsweise ob eine analytische Kategorie beziehungsweise eine

1 Die Salutogenese bildet den Gegenpol zur üblicherweise praktizierten Pathogenese und fragt nach den Gründen, warum Menschen trotz großer psychischer Belastungen gesund bleiben. Ihr Vordenker, Aaron Antonovsky, identifiziert hierfür das sogenannte Kohärenzgefühl, welches aus den Dimensionen »Verstehbarkeit, Sinnhaftigkeit und Handhabbarkeit« entsteht. Gelingt es Menschen, die Entstehung von Herausforderungen sachlich nachzuvollziehen, einen tieferen Sinn darin zu erkennen und ihnen dank erfolgreicher Bewältigungsstrategien Herrin oder Herr zu werden, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, den Belastungen standzuhalten (vgl. Lorenz 2005).

Codierung noch präzisiert werden sollte, werden so zu bekannten Wegbegleitern und zwingen zu kontinuierlicher Reflexion und Lösung immer neuer Fragestellungen.

Dass diese Antworten nicht immer wie gewünscht ausfallen und den Forschungsprozess unter Umständen ausbremsen bzw. in eine bisher unbedachte Richtung lenken, ist die Konsequenz. Wer jedoch glaubt, dass ausschließlich Studierende solchen Unsicherheiten ausgesetzt sind, der irrt: Auch erfahrenere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind nicht davor gefeit. Auf sehr anschauliche Art und Weise beschreibt Norbert Schröer, heute Professor an der Hochschule Fulda, die eigene Irritation und Not während seiner Zeit als Doktorand (vgl. Schröer 2011, S. 90 ff.): Trotz sorgfältiger Analysen und unentwegter Grübeleien gelang es ihm lange Zeit nicht, eine neue Erkenntnis aus seinem Datenmaterial zu gewinnen. Die Folge waren Selbstzweifel bis hin zu psychosomatischen Symptomen sowie die existenzielle Frage, wie er im Wissenschaftsbetrieb überleben könne, wenn es ihm nicht gelänge, den fachlichen Diskurs zu bereichern. Erst nach langem Nachdenken gelangte er in einem ruhigen Moment endlich zu dem entscheidenden Gedanken, aus dem er schließlich ein bisher nicht erkanntes Phänomen entwickelte. Die allgemein gehaltene Darstellung studentischer Forschungswirklichkeit sowie das personalisierte Beispiel legen nahe, dass Verunsicherung nicht ungewöhnlich ist. Tatsächlich stellt sich Wissenschaft immer wieder selbst infrage und revidiert gegebenenfalls auch bereits für sicher befundene Erkenntnisse (vgl. Kotthaus 2014, S. 15 f.). Gewissheit wäre in diesem Sinne – pointiert formuliert – gar unseriös. Hinzu kommt, dass qualitative Sozialforschung aufgrund ihres explorativen Charakters zu Beginn stets nur »grob« (Kromrey 2014, S. 201), »ungenau« (ebd.) und »vorläufig begrenzt« (ebd.) sein kann. Intellektuelle Irrwege und Sackgassen stellen deshalb keine Merkmale persönlicher Uneignung dar, sondern gehören zwangsläufig zum Forschungsalltag.

2.3 Umwege erhöhen die Ortskenntnis

Verunsicherung und Irritation als forschungsimmanent anzuerkennen, ist der erste Schritt zu ihrer Bewältigung. Der zweite ist, das ihnen innewohnende Entwicklungspotenzial für den weiteren Forschungsprozess zu erkennen und ihnen auf diese Weise einen Sinn zu verleihen. Hierzu schlägt Jörg Strübing folgende Perspektive vor: Er empfiehlt, aus Irritation entstandene Lösungen nicht als »Verbesserung fehlerhafter Codierungen« (Strübing 2008, S. 22), sondern als »Neujustierung der analytischen Perspektive« (ebd.) zu deuten. Verunsicherung und Irritation gelten nach dieser Lesart nicht als Vorboten persönlichen Scheiterns, sondern können als Frühwarnsystem verstanden werden, Beschreibungen, Analysen und Interpretationen des Datenmaterials auf ihre Gültigkeit zu überprüfen und gegebenenfalls neu zu ordnen. Beide verlieren so ihre negative Konnotation und werden stattdessen zu Motoren für die – entwicklungsorientierte – Schärfung der inneren Logik des Forschungsvorhabens. Damit etwaige Uneindeutigkeiten und Widersprüche hinreichend bereinigt werden können, sind jedoch entsprechende (Lösungs-)Ideen erforderlich.

2.4 Lesen – Reden – Improvisieren

Ideen können sowohl auf gewöhnliche Art und Weise als auch durch ungewöhnliche Verfahren generiert werden. Beide Ansätze bedürfen jedoch gleicher Voraussetzungen: Anerkennung ihrer Notwendigkeit, Kraft und Energie sowie ausreichend Zeit. Als althergebrachte Strategie

zur inhaltlichen wie methodischen Überarbeitung respektive Vertiefung eignet sich zunächst die (gemeinsame) Lektüre von Fachliteratur. Sobald hierbei Verständnisfragen aufkommen, keine neuen Ideen entstehen oder schlichtweg weitere Perspektiven gewonnen werden sollen, kommen dialogische Formen ins Spiel. Neben Kommilitoninnen und Kommilitonen sind Lehrende die ersten Personen, die weiterhelfen können. Ob der Austausch mit ihnen vereinzelt stattfindet oder in Form von regelmäßigen Forschungswerkstätten möglicherweise gar institutionalisiert wird, hängt von den Bedürfnissen und zeitlichen Kapazitäten der Beteiligten ab.

Das Gleiche gilt für die Frage, ob der Austausch von Angesicht zu Angesicht geschieht oder in virtuelle Netzwerke des Web 2.0 verlagert wird. Grundsätzlich gilt, dass Studierende durchaus mutig Unterstützung von der Hochschule einfordern dürfen, sei es durch bereitgestellte Räumlichkeiten oder unterstützendes Personal. Über die Grenzen der Hochschule hinaus kommen im Falle von anwendungsorientierter Forschung außerdem erfahrene Kolleginnen und Kollegen aus der Praxis als Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner infrage. Weiterhin finden in der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der Schweiz regelmäßig (deutschsprachige) Methoden-Workshops statt, bei denen erfahrende Forscherinnen und Forscher jenseits des eigenen Netzwerkes kennengelernt und neue Perspektiven auf das eigene Datenmaterial entwickelt werden können. Nun gehören beide Ansätze – Literaturrecherche und Gespräche mit Dritten – jedoch zu den Grundlagen wissenschaftlicher Arbeitstechniken und sollten von Studierenden höherer Fachsemester bereits habitualisiert worden sein. Aus diesem Grund wird im Folgenden ein Blick über den Tellerrand gewagt und einer Kreativitätstechnik nachgespürt, die dann eingesetzt werden kann, wenn der Einsatz traditioneller Methoden zu keinen neuen Einfällen führt.

Ein geeignetes Verfahren, um spielerisch und unverbindlich neue Perspektiven auf eine Fragestellung zu erzeugen, ist die Improvisation. Sie hilft, »sich in fremde Perspektiven zu versetzen, zwischen sozialen Rollen zu wechseln und hypothetisch andere Identitäten anzunehmen« (Kurt 2011, S. 73). Und weiter: »Indem man sich und seine Mitspieler spontan (re-)agieren lässt, führt das gemeinsame Improvisieren fast zwangsläufig zur Entdeckung von Neuem« (ebd., S. 74). Ein Beispiel: Im Dortmunder Tatort rekonstruiert Hauptkommissar Faber den Tathergang stets mithilfe improvisationstheatralischer Techniken. Während seine Kollegin in die Rolle des Opfers schlüpft, begibt er sich in die Rolle der Täterinnen oder Täter und reinszeniert das Tatgeschehen, indem er deren (imaginierte) Gedanken in der Ich-Form laut ausspricht und sie mit entsprechenden Handlungen auch gestikularisch Wirklichkeit werden lässt. Sobald eine spontan im gemeinsamen Spiel entwickelte Hypothese zum Tathergang genauso eilig falsifiziert wird, durchspielen sie einfach die nächste, im Sinne Strüblings neujustierte, Hypothese des Geschehens. Irritierende Annahmen führen also nicht zum Spielabbruch, sondern optimieren die weitere Fallrekonstruktion und führen schließlich – typisch Tatort – zur Täterin beziehungsweise zum Täter.

Damit Forscherinnen und Forscher ähnlich erfolgreich wie Kommissar Faber improvisieren können, benötigen sie die Fähigkeit, sich in andere Menschen einzufühlen und aus unterschiedlichen Perspektiven auf einen Sachverhalt zu blicken: Unter dem Einfluss welcher psychologischer, sozialer, kultureller, wirtschaftlicher usw. Rahmenbedingungen steht das Forschungsobjekt? Wie würde meine beste Freundin den Sachverhalt interpretieren? Welches Argument würde mein Sportkamerad hervorbringen? Hilfreich ist außerdem, sich von äußeren Einflüssen inspirieren zu lassen. Während die Kommissare Faber und Bönisch die jeweiligen Tatorte aufsuchen, können Forscherinnen und Forscher ganz bewusst den Arbeitsort wechseln und sich beispielsweise von Gerüchen, Geräuschen oder der sie umgebenden (Innen-)Architektur anregen lassen. Zuletzt muss darauf hingewiesen werden, jede Improvisation als eben

solche und nicht vorschnell als endgültige Wahrheit zu verstehen. Erst wenn diese Potenzialität umfassend berücksichtigt wird, ist der Weg für zahlreiche neue Ideen geebnet. Damit die soeben vorgestellten Verfahren zur Ideengewinnung Früchte tragen, sind die eingangs genannten Vorbedingungen zu erfüllen. Zunächst bedarf es eines Bewusstseins für etwaige Schwächen der eigenen Arbeit sowie einer ausgeprägten »Ambiguitäts- und Frustrationstoleranz« (Flick et al. 2014, S. 248), um verunsichernde und irritierende Situationen auszuhalten. In Anlehnung an Reichertz verweist Schröer weiterhin auf die »ernsthafte Bereitschaft« (Schröer 2011, S. 88) der Forscherinnen und Forscher, eine Herausforderung zu bewältigen: »Ausschlaggebend [für den Erfolg, D. R.] ist – so meine These – der Wille, sich unbedingt zu einem neuen Ergebnis durchzuringen« (ebd., S. 95). Ist sowohl die Erkenntnis als auch die Veränderungsbereitschaft gegeben, benötigen Forscherinnen und Forscher zuletzt Zeit, um zu recherchieren, sich auszutauschen und zu improvisieren. Der erste, durchaus elementare Schritt, Verunsicherung und Irritation zu vermeiden, ist daher eine gelingende Zeitplanung und Arbeitsorganisation. Hierzu existieren zahlreiche Leitfäden, die an dieser Stelle jedoch nicht weiter vertieft werden sollen (vgl. Kotthaus 2014, S. 60 ff.).

2.5 Drei Merksätze

Qualitative Sozialforschung verläuft niemals statisch und vorhersehbar. Stattdessen handelt es sich um einen kontinuierlichen Prozess von vorwärts- und manchmal auch rückwärtsgewandten Schritten, um einen Kreislauf aus neu- und weiterentwickelten sowie überarbeiteten Forschungsdesigns, Hypothesen, analytischen Kategorien und dergleichen. Gerade studentische Forscherinnen und Forscher, die teilweise zum ersten Mal in ihrem Leben methodisch fundiert forschen, drohen deshalb wiederkehrend verunsichert und irritiert zu werden und sind auf geeignete Lösungsideen angewiesen. Das Ziel des Textes ist es, diese Herausforderungen gewissermaßen zu normalisieren und Forschungsnovizinnen und -novizen durch die positive Umdeutung der Herausforderungen zu entlasten. Die folgenden drei Merksätze dienen deshalb dazu, die Prozesskontrolle zurückzuerobern und entmutigende Hindernisse zu bewältigen: 1) Verunsicherung tritt zwangsläufig auf! 2) Irritationen schärfen das Vorhaben! 3) Lest, spricht, improvisiert!

Kritische Leserinnen und Leser mögen anmerken, dass die hier präsentierte Sichtweise auf Verunsicherungen und Irritationen nur solange gelten kann, bis ein Forschungsprojekt tatsächlich scheitert. Doch selbst diese »ultimative Irritation« kann – trotz großer Frustration und Selbstzweifel – langfristig positiv gedeutet werden. Schließlich hilft eine sorgfältige und ehrliche Analyse, Fehlerquellen zu identifizieren und sie beim nächsten Versuch von Beginn an auszuschließen beziehungsweise zu minimieren. Als Vorbild jenseits der Sozialforschung fungiert Max Levchin. Erst nach fünf, teilweise in einem Fiasko geendeten Anläufen gelang ihm durch die (Mit-)Gründung des weltweit bekannten Online-Bezahlsystems *PayPal* der große Wurf (vgl. Lotter 2014).

Literatur

- Flick, U., Hartung, S., Mader, C., Mey, G., Mruck, K., & Weidemann, A. (2014). Lehr-/Lernbarkeit Qualitativer Forschung. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen* (S. 233–259). Wiesbaden: Springer.

- Kotthaus, J. (2014). *FAQ Wissenschaftliches Arbeiten. Für Studierende der Sozialen Arbeit*. Opladen: Budrich.
- Kromrey, H. (2014). »Qualitativ« versus »quantitativ« – Ideologie oder Realität? In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen* (S. 197–202). Wiesbaden: Springer.
- Kurt, R. (2011). Improvisation als Methode der empirischen Sozialforschung. In N. Schröder & O. Bidlo (Hrsg.), *Die Entdeckung des Neuen. Qualitative Sozialforschung als Hermeneutische Wissenssoziologie* (S. 69–83). Wiesbaden: Springer.
- Lorenz, R. (2005). *Salutogenese. Grundwissen für Psychologen, Mediziner, Gesundheits- und Pflegewissenschaftler*. München: Reinhardt.
- Lotter, W. (2014). Wird schon schiefgehen. ► http://www.brandeins.de/uploads/tx_b4/034_b1_11_14_Einleitung.pdf. Zugegriffen: 8. Jan. 2015.
- Schäuble, B., & Schametat-Penke, S. (2013). Theoriebildung als Handwerk und Expedition – Erfahrungen aus der Forschungsdidaktik. In B. Schäuble & S. Schametat-Penke (Hrsg.) *Forschungslernen als Expedition* (S. 3–21). Berlin: Mensch und Buch.
- Schröder, N. (2011). Not macht erfinderisch. Zur sozialen Praxis ‚instinktiver Abduktionen‘ in Qualitativer Sozialforschung. In N. Schröder & O. Bidlo (Hrsg.) *Die Entdeckung des Neuen. Qualitative Sozialforschung als Hermeneutische Wissenssoziologie*, (S. 85–98). Wiesbaden: Springer.
- Strübing, J. (2008). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Herausforderungen in der Qualitativen Sozialforschung
Forschungsstrategien von Studierenden für
Studierende

Wintzer, J. (Hrsg.)

2016, XIII, 180 S. 17 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-662-47207-1